

Ein neues Gottesbild?

Mit den kulturellen Umbrüchen der letzten 30 Jahre scheint sich bei vielen Christen nicht nur die Beziehung zur Kirche, sondern auch die Gottesauffassung und damit das Herzstück des Glaubens stärker verändert zu haben, als uns oft bewußt ist. Der Wandel ist umfassend und betrifft einerseits die Art, wie man sich das Verhältnis des Schöpfers zum Kosmos mit seiner Evolution und seinen Naturgesetzen denkt. Doch berührt er andererseits auch die Beziehung zwischen Mensch und Gott.

Eine Reihe von Anzeichen weist darauf hin, daß nicht wenige Gläubige grundlegende Vorstellungen und Aussagen der Gebets-, Gottesdienst- und Verkündigungssprache zum Thema Gott, die bis in die jüngste Zeit hinein noch allgemein akzeptiert und nur von religionskritischen Strömungen in Frage gestellt wurden, zunehmend als problematisch empfinden. Der Grund liegt in einem Unbehagen, das man auf die Formel bringen könnte: „zu unterwürfig, zu selbst-anklagend, zu schuldbewußt“. Diese Tendenzen muß man nicht billigen, doch sollte man sie zur Kenntnis nehmen.

Zu unterwürfig: Eine neuere Befragung zeigte, daß Gläubige Aussagen, die Gott als akzeptierend, liebend und bestärkend beschreiben, ungleich häufiger bejahen als solche, die von Verpflichtungen und Geboten sprechen. Hier hat sich eine Grundeinstellung geändert. Bejahen von den Westdeutschen über 18 Jahren im Jahre 1975 noch 13 Prozent den Satz: „Gott ist ein strenger und gerechter Richter. Wer nicht nach seinen Geboten lebt, wird beim Jüngsten Gericht bestraft“, so waren 1995 von den 15- bis 30jährigen nur noch verschwindende drei Prozent dazu bereit. Eine Parallele drängt sich auf. Nach 1965 setzte ein Wertewandel ein, bei dem die Hochschätzung von Pflichtwerten wie Pünktlichkeit, Fleiß und Unterordnung zurückging zugunsten von Entfaltungswerten wie Ungeboundenheit, Emanzipation, Genuß und Kreativität. Also die bekannte Wende zu Selbstverwirklichung und Hedonismus? Das auch, aber wahrscheinlich noch tiefer: ein Bewußtwerden der eigenen Ansprüche und allseitigen Gleichberechtigung im Zug des Autonomiestrebens, das die ganze Neuzeit kennzeichnet und mit dem Modernisierungsschub der letzten drei Jahrzehnte voll zum Durchbruch kam.

In einer Gesellschaft, die mehrheitlich „herrschaftsfreie“, „symmetrische“ Verhältnisse fordert und die Beziehungen in Ehe, Familie, Schule und Arbeit (wenigstens dem Anspruch nach) partnerschaftlicher und weniger autoritär gestaltet als früher, tritt der Gläubige auch seinem Gott anders gegenüber: nicht mehr knieend, sondern aufrecht stehend; nicht als Untertan, sondern als Partner, der sich auch vor Ihm seiner Menschenrechte bewußt ist. Nicht unmoralisch, aber wenig darauf erpicht, dem „Willen Gottes zu gehorchen“, sondern eher kri-

tisch Sinn und Berechtigung von Geboten prüfend, die als Gottes Gesetz gelten.

Zu selbstanklagend: Gewiß, auch frühere Generationen haben mit Ijob gefragt, wie der gute und allmächtige Gott Leid zulassen könne. Doch fällt auf, wie leicht heute Jugendlichen gerade dieser Einwand über die Lippen kommt, auch wenn er nicht persönlicher Betroffenheit entstammt. Seit Jahren hat das Theodizeeproblem in der kirchlichen und teilweise sogar in der nichtkirchlichen Publizistik Konjunktur. Aber auch die in den letzten vier Jahrzehnten entstandenen Christusbilder eines Roland Peter Litzenburger, Alfred Hrdlicka, Arnulf Rainer und Herbert Falken stellen vor allem die Passion Jesu und des Menschen, nicht aber die Auferstehung dar. Hat nicht schon Romano Guardini auf dem Krankenbett geäußert, er werde sich beim Endgericht nicht nur vor Gott verantworten, sondern auch Gott wegen des Leids zur Rede stellen?

Für den Bürger eines sozialen Rechtsstaats und einer Wohlstandsgesellschaft wird es wohl zunehmend eine Selbstverständlichkeit, auch Gott gegenüber ein weitreichendes „Recht auf Glück“ geltend zu machen. Damit betrachtet er aber Leid, Krankheit und Tod als fundamentales Unrecht. Und zwar verschärft. Denn der medizinische Fortschritt hat mit seiner wirksamen Schmerzbekämpfung die Schmerzempfindlichkeit erhöht. Er nährt auch die utopische Hoffnung auf irdische Unsterblichkeit. Da kann man Krankheit und Tod immer weniger gottergeben hinnehmen, sondern muß den Schöpfer anklagen – fordernder denn je. Und dies, obwohl, nein: weil wir uns einer größeren Lebensqualität und längeren Lebenszeit erfreuen als alle Generationen vor uns. Denn dieser Fortschritt stärkt die Vermutung, Glück müsse herstellbar sein, zumal für Gott.

Zu schuldbewußt: Zwar weiß auch der spätmoderne Gläubige um Verantwortung und Schuld. Doch ist die der christlichen, zumal der reformatorischen Tradition geläufige Bereitschaft, sich habituell als Sünder und des heiligen Gottes unwürdig zu betrachten, in selbstformulierten Glaubensbekenntnissen zeitgenössischer Christen höchst selten zu finden. Sie widerspricht wohl zu sehr dem Selbstverwirklichungsideal der seit 1970 gewachsenen Psychokultur. Diese meint ja mit Carl Rogers, der Mensch tue das Gute ganz von selbst, sobald er einmal von blockierenden Abwehrhaltungen befreit sei. Außerdem verlangt das Vorankommen in einer Leistungsgesellschaft, daß man seine Schwächen versteckt und seine Stärken herausstellt. Verständlich, daß man auch die Gottesbeziehung ausschließlich als Quelle von Kraft und Ermutigung erleben möchte und die Frage nach Schuld und Vergebung ausblendet.

An diesen Trends ist sicher nicht alles richtig, aber auch nicht alles ein Irrweg des Zeitgeistes. Eine konstruktive Auseinandersetzung wird auf eine starre Konfrontation verzichten und eine „Mediation“ versuchen: eine neue Vermittlung zwischen Autonomiestreben und Ehrfurcht, Leidempfindlichkeit und Vertrauen auf Gottes Solidarität sowie positivem Menschenbild und Einsicht in unsere Erlösungsbedürftigkeit.

Bernhard Grom SJ